

Montag, 25. Juli 2011

Kratzers Wortschatz

Der Junge, der Bub
und die Dialektfalle

Bub

Das Kultusministerium hatte im Frühjahr zusammen mit dem „Förderverein Bairische Sprache und Dialekte“ einen Mundart-Wettbewerb für Grundschulen ausgeschrieben („higschaugt-zug’horcht-mitgswätzt“), großen Zuspruch erhalten und jetzt die Sieger gekürt. Leider leisteten sich Ministerium und Verein ausgerechnet in ihrer Presseerklärung zu dieser Dialektveranstaltung eine kleine Nachlässigkeit im Gebrauch des Dialekts. Stand doch in dem Schreiben glatt, dass sich „viele Mädchen und Jungen an ihrer Tracht freuen.“ Statt Jungen hätte der Autor wohl doch besser Buben geschrieben, denn in den bayerischen Mundarten hat das im hohen Norden beheimatete Wort „Junge“ so gut wie keine Tradition.

Der Junge ist auch unter sprachgeschichtlichen Gesichtspunkten ziemlich langweilig, ganz im Gegensatz zu dem in langen Jahrhunderten herangereiften Wörtlein Bub (Bua), das eigenartigerweise von den Journalisten gemieden und von manchen Deutschlehrern in den Hefen ihrer Schüler sogar rot angestrichen wird. Der Altphilologe Adam Härdl hat „Bub“ seinerzeit vom lateinischen puer (Knabe) hergeleitet. Im Althochdeutschen, so argumentierte er (wie übrigens auch das etymologische Wörterbuch von Kluge), sei aus puer schließlich buobo, im Mittelhochdeutschen dann buobe geworden (bairisch Bua, Mehrzahl buoben und buam, im Englischen boy). Dass der Bub einst auch ein Synonym für Schelm war, ist heute noch im Adjektiv spitzbübisch sowie auch im Wort Rotzbub abzulesen.

Der BR-Redakteur Gerald Huber, ein ausgezeichneter Kenner des bairischen Dialekts und ein ausgewiesener Experte für sogenannte Romano-Bavarismen, setzt der von Altphilologen und Germanisten favorisierten puer-Theorie die Meinung entgegen, der Bub sei wohl eher aus dem Spätlateinischen, aus dem rätomanischen Dialekt des Engadin und aus dem Lombardischen herzuleiten (popin, popón, kleiner Bub). Er begründet das unter anderem mit dem Argument, dass schon seit der Spätantike enge Beziehungen zwischen den genannten Dialekt Räumen und dem Bairischen bestehen. Für Huber ist „Bub(e)“ ein typisches Beispiel, dass das Bairische viel stärker romanisiert ist als das im Norden beheimatete Niederdeutsche. *Hans Kratzer*

Montag, 4. Juli 2011

Kratzers Wortschatz

Nascherl-Tascherl

Am gestrigen Sonntag haben drei Straubinger Modedesigner junge Damen aus dem Gäuboden zu einem sogenannten Fotoshooting eingeladen. Die Models sollten mit einem eigens für das Gäubodenvolksfest angefertigten Trachten-täschlein vor der Kamera posieren und damit den Verkaufserfolg dieses Produkts ankurbeln. Von einem „exklusiven Tascherl zum Volksfest“ schwärmte die Online-Ausgabe des *Straubinger Tagblatts*.

Beim Begriff Tascherl wird sich so mancher Leser an das Nascherl-Tascherl erinnern. Das war eine heiße Apfeltasche mit Vanillesoße, die eine amerikanische Fast-Food-Kette vor einiger Zeit in ihren bayerischen Filialen feilgeboten hat. Es stand wohl die Absicht dahinter, sich bei der bayerischen Kundschaft mit einem Dialektbegriff einzuschmeicheln. Leider ging das Projekt Nascherl-Tascherl voll in die Hose, zumindest in sprachlicher Hinsicht.

Unter einer Nasch versteht man in Bayern nämlich keine Süßigkeit, sondern eine Muttersau oder eine Zuchtsau. In Amans Schimpfwörterlexikon wird die Nasch sogar auf eine Stufe mit der Loas gesetzt (unzüchtige Frau, Hure). Jemanden mit „du Nasch“ zu bezeichnen, ist also eine grobe Beleidigung. Das aus dem Mittelhochdeutschen stammende Verb naschen bedeutet ursprünglich auch Wollust treiben. Die deutsche Sprache kennt heute noch die einschlägige Wendung „jemanden vernaschen“.

Auch die Tasche ist in fachsprachlicher Hinsicht zweideutig, bezeichnet sie doch in der Jägersprache das weibliche Geschlechtsorgan bei Wildtieren. Kein Wunder, dass einige Fast-Food-Liebhaber die Nase rümpften: „Es muss ein bisschen peinlich sein, ein Nascherl-Tascherl zu bestellen“, hat im Internet einer geschrieben, der des Bairischen mächtig gewesen sein muss.

Speiberling

Eine beliebte Krimiserie des Österreichischen Fernsehens (ORF) trägt den Titel „Schnell ermittelt“, wobei Schnell der Nachname der etwas schrägen Kommissarin ist. Die Serie lebt vom Schmäh und von der österreichischen Sprachfärbung. Neulich erzählte ein Polizist über einen Kollegen, der eine arg zugerichtete Leiche entdeckt hatte: „Beim Anblick des Toten hat er speiben müssen.“ Ein deutscher Kollege verbesserte ihn: „Erbrechen heißt das.“ Die Bayern und die Österreicher aber sagen statt erbrechen tatsächlich speiben (Vergangenheit: er hat gespieben, gschpiem). Das Wort wurzelt im mittelhochdeutschen spiwen, das dann zu speien wurde. Alternativ sagt man in Süddeutschland auch reihern. Der Reiher füttert nämlich seinen Nachwuchs, indem er die Nahrung wieder aus einem Kropf herauswürgt. Das Substantiv zu speiben ist der Speiberling (Spucke, Speichel). Das Speibsackerl, also die Kotztüte, ist vor allem in Österreich geläufig.